

Stimmungsbilder von der Westfront.

Ein der Groß-Berliner Organisation angehörender Genosse schreibt seinem Bruder, dem Vorsitzenden eines sozialdemokratischen Ortsvereins:

Den 8. 11. 14.
Lieber Bruder! Deinen Brief und die Zeitungen habe ich erhalten. Man ist sehr erfreut, wenn man etwas aus der Heimat zu hören bekommt. Beim Lesen der Nachrichten aus der Heimat bekommt man richtiges Heimweh. Hier im Feindesland kommt man sich vor wie Jäger, der seinen Schritt fester ist vor der feindlichen Kugel. Ich habe schon verschiedne Kugeln, die ganz nahe an mir vorbeigingen, gesammelt. Sogar meine Feldflasche ist mir getroffen worden.

Wir befinden uns hier im dichten Walde und im Gebirgs-gelände. Der Feind liegt vor uns in den Schützengraben verborgen. Auch wir lagen bereits acht Wochen in den Schützengraben, als unsere Geduld zu Ende gegangen war. Gestern vormittag um 8 Uhr wurde zum Sturm gelassen und um 8 Uhr 30 Minuten stürmten wir. Dreimal wurde gegen den Feind angehecht, doch wir wurden immer wieder zurückgeworfen, bis es uns beim vierten Male gelang, den Feind aus seinen Stellungen zu vertreiben. Es hat hießen und drüben sehr viel Blut geflossen. Die feindlichen Maschinengewehre mähren furchtbar. Das Schlachtfeld bot einen schrecklichen Anblick; aber wir hatten doch wieder einmal gesiegt!

Wenn aber doch erst dieses Treiben ein Ende hätte! man kommt sich hier vor wie Häuer; man kann sich nicht waschen, nicht rauchen und bauernd muß man auf Stroh schlafen.

Den 24. 11. 14.

Lieber Bruder! Endlich, endlich habe ich nach heftigem Ver-langen und nach langem Warten Euer Paket erhalten. Denk! Euch diese Freude darüber! Ich habe schon jede Hoffnung aufgegeben. Das Paket ist einen vollen Monat gegangen. Die drei Interhose und die Cuscalypus-Bombons kamen mir bei meiner Heiserkeit sehr zu passe. Ich werde für Mutter wieder 15 M. schicken, denn Geld kann man hier nicht viel gebrauchen. Essen und Brot bekommen wir in Hülle und Fülle; nur die nötige Fettigkeit fehlt oft. Doch da muß man sich zu helfen wissen. Das einzige, was es hier viel gibt, ist der Wein. Wein habe ich hier schon so viel getrunken, wie ich vorher in meinem ganzen Leben nicht gesehen hatte. Er schmeckt mir sehr gut. Wenn aber trotzdem doch die Sache bald ein Ende hätte. Seit dem 2. August, seit ich von dort fort bin, habe ich nur ein einziges Mal in einem Bett geschlafen; sonst immer auf Stroh. Man ist so schon so gewöhnt, daß man denkt, es könnte nicht anders sein. Aber wir lassen doch wieder den Mut noch den Humor sinken, wobei die Musik eine große Rolle spielt. Die Zeit wird uns hier sehr lang; wir liegen nun schon zwölf Wochen auf einer Stelle, denn der Kampf wird nur noch von besetzten Stellungen ausgeführt. Es muß jeder Fuß Landes erst erobert werden. Die Franzosen haben aber auch schon die Nase voll. Einer von ihnen, der in unsere Gefangenschaft geriet und etwas deutsch sprechen konnte, erzählte uns, daß sie schon seit Monaten keine Löhnung bekommen hätten; es gehe ihnen viel schlechter als uns. Ich kann Dir mitteilen, daß wir noch Zulage erhalten haben. Die Löhnung beträgt jetzt für 10 Tage 5,30 M. Die Rothosen sind froh, wenn sie bei uns in Gefangenschaft geraten. Sie haben vor uns auch Turkos liegen, die in ihren Pumpbohlen sehr tollig aussehen. Auch Jüder sind hier, die eine ganz gelbe Haut-farbe haben und die jämmerlich frieren, da sie das Klima nicht ver-tragen können. Wenn man so einen Kerl sieht, könnte man ein mensch-liches Mitleid bekommen.

Hier ist eine sehr schöne Gegend und gelegentlich machen wir einen Spazierritt auf unseren Kavalleriepferden. Das macht Spaß. Wir genießen dann die herrliche Gegend. Schön ist es hier überall, doch am besten in der Heimat. Am Totensonntag gedachten wir auch der Gefallenen. Die Waffengräber wurden mit Eukalypten ge-schmückt. Es kommen einem allerlei Gedanken beim Anblick dieser vielen Gräber.

Ingenieurkrieg.

Die Petersburger Zeitung „Denj“ entwirft auf Grund der Schilderungen ihres Pariser Korrespondenten folgendes Bild der ungeheuren Wichtigkeit der Ingenieurtruppen im modernen Kriege, die namentlich an der deutschen Westfront dem Kriege ein ganz neues Gesicht verliehen haben.

Am 23. und 25. November erreichte die Schlacht in Flandern ihren Höhepunkt. Hierher waren ungeheure deutsche Truppen-massen geschickt worden, die offenbar den Befehl erhalten hatten, die an das Meer sich anlehnende äußerste Planke der Verbündeten zu durchbrechen, Dünkirchen und Calais zu stürmen, die kürzeste Verbindungslinie zwischen Frankreich und England zu zer-

Oberst Laporte.

Von Guy de Maupassant.

„Meiner Frau,“ sagte der Colonel Laporte, „ich bin alt, habe das Reiten, meine Beine sind steif wie zwei Türpfosten, aber wenn eine Frau, natürlich eine hübsche Frau, mir befehle, durch ein Nadelöhr zu schlüpfen, ich würde springen, glaube ich, wie ein Clown im Zirkus. So wird es bis zu meinem Tode sein, das liegt mir mal im Blute. Ich bin ein alter Weiberfreund, aber noch einer aus der alten Schule. Der Anblick einer Frau, einer hübschen natürlich, geht mir bis in die Fußspitzen. Das ist mal so. Aber die Frau! Ja, sehen Sie, die Frau kann man uns nicht aus dem Herzen reißen. Sie wohnt darin und da bleibt sie auch. Wir lieben sie, werden sie weiter lieben und jede Dummheit für sie begehen, solange es noch ein Frankreich auf der Karte Europas gibt. Und wenn man auch Frankreich vernichtet, so wird es doch immer noch Französinen geben.“

Wenn ich vor einer Frau, einer hübschen natürlich, stehe, dann bin ich zu allem fähig. Der Tausend auch! Wenn ich fühle, wie ihr Blick mich durchdringt, dieser Sopperments-Blick, der einen Feuer in die Adern giebt, dann kann ich mir nicht mehr helfen, dann muß ich irgend etwas tun, mich mit jemandem schlagen, Streit anfangen, Lische und Stühle zerbrechen, nur, ich muß zeigen, daß ich der Stärkste, Tapferste, Kühnste und Hingebendste von allen bin.“

Aber ich bin es doch nicht allein, wahrhaftig nicht. Die ganze französische Armee denkt wie ich, darauf schwört ich. Es geht uns allen so, solange wir leben, vom jüngsten Leutnant bis zum General, wenn es sich um eine Frau, eine hübsche natürlich, handelt. Denkt nur daran, was ein Jeanne d'Arc gebracht hat. Cloude nur, ich weite darauf, daß, wenn in der Schlacht bei Sedan, nachdem Mac Roben verwundet war, uns eine Frau, natürlich eine hübsche, gefolgt hätte, wir hätten die preussischen Linien durchbrochen und — der Teufel soll mich holen! — unseren Schnaps aus ihren Armonen getrunken hätten.“

reiben und die linke Flanke der französischen Front mit Umgehung zu bedrohen. Wiederholte Ausbrüche einer ungeheuren Attacke, der mehrfache Uebergang derselben Punkte von einer Hand in die andere, ihre Eroberung und Verwundlung in Ausgangspunkte weiterer deutscher Attacken — so entwickelten sich die kriegerischen Operationen in Flandern. Eine Zeitlang schien es, daß der Triumph der Deutschen nahe bevorstehe und daß es ihnen in kurzer Zeit gelingen würde, bis nach Calais zu gelangen. Plötzlich mißgte sich aber ein neuer, unerwarteter Faktor ein. Mittels einer Reihe geschickter Operationen mit den Dämmen und Schleusen des Flanderns bewirkte die Verbündeten eine Reihe künstlicher Ueber-schwemmungen. Dürmuden, das nach langem Ein und Her schließlich als Ruinenhaufen in die Hände der Deutschen gelangt war, tagte wie ein halb überschwemmter Helsen aus einem fünf Kilometer breiten See empor. Die Laufgräben waren überschwemmt. Die Artillerie, namentlich die schwere Belagerungsartillerie, begann in dem aufgeweichten Boden steden zu bleiben. Die Deutschen waren gezwungen, zum Schutz ihrer Stellungen fortwährend Abzugskanäle und Dämme zu errichten, auf die sich jedoch sofort das Feuer der französischen Artillerie richtete.

Die Deutschen richteten nur ihre Angriffe seinvärs von dem improvisierten See; in geschlossener Front, Regiment nach Regiment, stürmten sie unaufhaltsam bis nach Vizchoote vor; ihnen winkte schon der Preis, sich vom Norden her nach Jpres durchzu-schlagen, von wo sie die vorgeschobenen französischen Positionen in die schwierige Lage hätten versetzen können. Aber die Ingenieur-truppen blieben auch hier nicht müßig und erweiterten zum Morgen des 20. November die Ueber-schwemmungszone. Das wie durch Zauberei in einen Sumpf verwandelte Gebiet nördlich von Viz-hoote drohte die deutschen Vortruppen abzuschneiden; die Zahl der deutschen Marineinfanterie mußte sich in der eiligsten Weise zurückziehen. Der Rückzug mußte über Straßen und Straßen statt-finden, deren Lage der französischen Artillerie genau bekannt war; die dichten Reihen der sich Zurückziehenden trugen unter dem Feuer große Verluste davon. Ein Regiment, das sich zu weit vorgevoagt hatte, wurde völlig abgeschnitten und vernichtet.

Aber nicht nur in Flandern, auch an anderen Stellen der Kampffront nimmt der Kampf der Ingenieurtruppen gegen-über immer größeren Umfang an. Fast zu gleicher Zeit begann sowohl von französischer wie von deutscher Seite das für den jetzigen Belagerungskrieg so charakteristische Unterminieren der feindlichen Laufgräben. Am 1. Dezember wurden die ersten deutschen Laufgräben in den Argonnen in die Luft gesprengt, allem Anscheine nach südlich von Montfaucon. Am 2. Dezember, nach einem hartnäckigen Kampf um den westlichen Teil Chouvon-cours, wo es den Deutschen gelungen war, eine Breche in die „hinesische Mauer“ der französischen Verteidigungsforts von Verdun bis Toulles zu schlagen, stieg ein ganzes Häuserviertel, mit Kasernen und anderen Bauten, in denen sich die Franzosen fest-ge-setzt hatten, in die Luft. Am folgenden Tag wurde wieder eine Reihe deutscher Laufgräben an den Moosböden in die Luft gesprengt.

Man muß an der Front gewohnt sein, um sich dieses ganze grandiose und tragische Bild vorzustellen. Ganz Frankreich ist in foltofler Anspannung seiner Kräfte erstarrt, ungerührt von paralle-len Linien von Laufgräben, aber nicht solchen, wie sie „unter an-derem“ in der ersten Periode des Krieges errichtet wurden, sondern von Laufgräben der modernsten Art, wie sie größtentheils den Deutschen nachgemacht wurden: von Laufgräben, die unterirdischen Labyrinth gleich, mit gebogenen Uebergängen, künstlichen Abflus-sanälen oder Saugbrunnen. Von diesen Laufgräben ziehen sich wie Maulwurfshöhlen die Zigzag- und Kurvenlinien der Arbeiten, die dazu dienen, die neuen, noch näher an den Feind heranreichenden Linien der parallelen Laufgräben festzustellen. Stellenweise ist man schon 50, oder gar nur 30 Meter vom Feinde entfernt. Man braucht sich nicht zu wundern, wenn die Laune der Geschichte uns in der Feuerlinie wieder zu der Praxis der Handgranaten zurückdrückt.

Solche Epöche treiben nun mit den Giganten der schweren Artillerie die als Ameisen wirkenden Ingenieure. . . Die früheren Schlachten wurden entschieden durch den Willen, die Kunst, das Genie eines einzelnen, der alle Fäden in Händen hielt. Jetzt jedoch wird der Sieg errungen von Obersten, Oberstleutenants und noch häufiger — von Ingenieuren.“

Die Militärtauglichkeit in Stadt und Land.

Von den auf dem Lande Geborenen, das heißt in Orten mit unter 2000 Einwohnern, erweist sich ein etwas höherer Prozentsatz als militärtauglich als von den in den Städten geborenen Heeres-pflichtigen. Die Zusammenstellung für die neun Jahre 1904 bis 1912, die sich unter den Druckseiten des Deutschen Reichstages be-findet, weist im Jahre 1904 von den auf dem Lande Geborenen auf je 100 endgültig abgefertigte Heerespflichtige 58,6 Taugliche

auf und zeigt in den folgenden Jahren nur geringe Schwankungen (bis 59,2 nach oben und 56,4 nach unten). Im Jahre 1912 war die Zahl 58,9. Für die in den Städten Geborenen ist die Mindest-zahl 45,5 (vom Jahre 1910), die Höchstzahl 53,1 (im Jahre 1904), 1912 war sie 51,1. Die Zahl der „künstig Tauglichen“ in Stadt und Land ist etwa gleich, ungefähr 15 vom Hundert mit einem ganz geringen Ueberwiegen zugunsten des Landes. Dem starken Unter-schied in der Zahl der Tauglichen (7,8 im Jahre 1912) entspricht aber keineswegs ein ebenso starkes Ueberwiegen der Untauglichen in den Städten, vielmehr haben wir noch nicht 1 vom Hundert Untaug-liche mehr in den Städten. Diese Zahlen zeigen eine ziemlich regelmäßige Abnahme in dem betrachteten Zeitraum, auf dem Lande von 6,6 bis 5,7, in den Städten von 7,2 bis 6,8. Der große Unter-schied bei den Tauglichen wird vielmehr durch die „Minder-taug-lichen“ herbeigeführt, deren Zahlen in dem gleichen Zeitraum bis 1910 ständig gewachsen sind, von 18,8 bis 22,4 auf dem Lande, von 24,2 bis 30,6 in den Städten. In den beiden folgenden Jahren ist eine kleine Senkung eingetreten, für das Jahr 1912 ist die Zahl auf dem Lande 20,8, in den Städten 25,2.

Der „Verband der deutschen Städtevereine“ hat durch ein-gehende Anfragen des Material befragt, um für sämtliche Städte mit über 50 000 Einwohnern die Militärtauglichkeit beurteilen zu können, allerdings nicht von 1904, sondern erst von 1907 an. Es zeigt sich, daß in der Millionenstadt Berlin die Zahl der Militär-tauglichen besonders gering ist (27,8 bis 31,9). In den Städten von 500 000 bis 1 Million Einwohner sind die Zahlen 39,9 bis 46,7, in den Städten von 200 bis 500 000 Einwohner 46,9 bis 50,2, in den Städten von 100 bis 200 000 47,9 bis 54,1, in den Städten von 50 bis 100 000 48,7 bis 51,8 und in den Städten unter 50 000 55,0 bis 57,1. Im allgemeinen ist also die Tauglichkeitsziffer in den kleinsten Orten am höchsten, in den größten am niedrigsten, doch sieht man, daß die Großstädte nicht in so starkem Maße, wie man früher oft annahm, hinter den kleinen Orten zurückbleiben.

Ueberichtlich ist die reine Prozentzahl ist es, wenn man den Reichsdurchschnitt gleich hundert fest. Darna erscheinen für die Jahre 1905 bis 1912 die auf dem Lande Geborenen mit einer Tauglich-keitsziffer von 106, die in den Städten mit 92. In den Städten mit mehr als 100 000 Einwohner sind die Zahlen für die zwei-jährigen Perioden dieses Zeitraumes nur 80,83 und 85; trotzdem wäre der Schluss nicht gerechtfertigt, daß ganz allgemein in den Großstädten die Militärtauglichkeit eine sehr geringe ist. Man findet nämlich für die einzelnen Großstädte Unterschiede, für die wieder die Volkszahl noch das Vorherrschende einer bestimmten In-dustrie ausschlaggebend zu sein scheint. Ganz besonders niedrige Ziffern weisen Berlin und Groß-Berlin auf, ebenfalls Chemnitz, München und andere, in denen die Ziffer sich nie über 40 vom Hundert erhebt. Dagegen haben wir aber auch sehr große Städte, die den Durchschnitt des Landes ganz erheblich überragen. Dazu gehören Roddinghausen, wo die Ziffern 60,5 bis 68,8 sind, Straßburg im Elsaß mit 59,2 bis 63,4, Mülhausen mit den Zahlen 55,1 bis 71. Im Jahre 1911 war in nicht weniger als 10 Großstädten der Prozentsatz von 60 über-schritten, nämlich in Duisburg, Hamborn, Mülheim an der Ruhr, Münster, Oberhausen, Roddinghausen, Bachen, Iller, Straßburg im Elsaß, Mainz. Im Jahre 1912 war in fünf dieser Städte der Prozentsatz unter 60 herabgegangen, dagegen in acht anderen über 60 geblieben. Ueberhaupt erscheinen in den einzelnen Jahren sehr starke Schwankungen, z. B. zeigt Mannheim 1911 nur 48,0, 1912 63,2 vom Hundert Militärtaugliche, und ähnlich ist es in einer ganzen Reihe anderer Städte. Es erscheint ausgeschlossen, diese Schwankungen auf entsprechende Unterschiede in der körperlichen Tauglichkeit der abgefertigten Mannschaften zurückzuführen, viel-eicht spielt bei den Schwankungen die exorbitante An-zahl der Einzustellenden eine nicht unerhebliche Rolle.

Die vorsemitische Ueberlieferung vom Sündenfall.

Die Zeitschrift der britischen Gesellschaft für biblische Archäo-logie veröffentlicht einen Vortrag, den S. Langdon vor kurzem in dieser Gesellschaft gehalten hat. Er behandelt die außerordent-lich wichtige Entdeckung, die Langdon bei der Entzifferung einer sumerischen Inschrift gemacht hat und die uns mit der ältesten Fassung der Sage vom Paradies und Sündenfall bekannt macht. Die Inschrift befindet sich auf einer Tontafel, die auf beiden Seiten dicht mit Keilschrift in sechs Spalten, jede von ungefähr 40 Zeilen besteht ist. Die Tafel ist im ganzen gut erhalten, nur hier und da fehlt Teile, besonders auf der Rückseite. Langdons Bericht faßt nur die wichtigsten Punkte des Textes zusammen, eine eingehende Wieder-gabe und Erklärung der Inschrift ist in der Presse.

Die Inschrift beginnt mit der Schilderung des sumerischen Paradieses, des Berges Dilmur, wo Enki, der Wassergott, und seine Gattin Damkina mit den Menschen in Frieden wohnen. Es ist ein

Meer voraus; dann folgte der Rest in einem regellosen Haufen, je nachdem die Müdigkeit ihre Schritte verkürzte. Ich nahm die Zuverlässigeren an die Leine, mit dem Befehl, die Jüngernden durch Bojoneffische — in den Rücken — vorwärts zu treiben.

Es war, als ob wir alle lebendig im Schnee begraben werden sollten; er schmolz nicht, sondern blieb auf Knäpfit und Mühseln haften, so daß wir einen gespenstischen Eindruck machten und wie die Geister gefallener Soldaten aussahen.

„Niema!“ sagte ich mir. „kommen wir hier durch; es müßte denn ein Wunder geschehen.“

Letztes müßte ich halten lassen, um den ganz Erschöpften einige Minuten der Ruhe zu gewähren. Dann hörte man nichts als dies unbestimmte Geräusch des fallenden Schnees, und man glaubte deutlich wahrzunehmen, wie die einzelnen Flocken mit der den Boden schon bedeckenden Masse zusammenstießen.

Einige Leute suchten den Schnee abzuschütteln, die meisten aber rührten sich nicht.

Dann befohl ich den Weitermarsch. Die Gewehre wurden ge-schultert und mit schlaffer Haltung schleppten meine Braven sich weiter.

Plötzlich duckten meine Eskadren sich nieder; irgend etwas schien sie zu beunruhigen. Sie meldeten zurück, daß vor ihnen Stimmen laut würden, und ich sandte einen Serjeant mit sechs Mann zur Untersuchung.

Nachdem ich eine Zeitlang gewartet hatte, tönte der scharfe Schrei einer weiblichen Stimme durch die stille Nacht, und einige Minuten später wurden zwei Gefangene, ein alter Mann und ein junges Mädchen, eingedrückt.

Ich fragte sie mit leiser Stimme aus. Sie waren den Breukhen entflohen, die am Abend vorher ihr Heim besetzt hatten und dort schlamm haften. Der Vater hatte für seine Tochter gesichert und war, ohne selbst seinen Leuten etwas zu sagen, heimlich in der Nacht entwichen.

Ich erkannte sofort, daß es Bürgerseute, vielleicht sogar noch etwas Besseres, waren.

„Sie werden uns begleiten,“ sagte ich.

Der Vortritt ging weiter; der alte Mann, der die Geograh kannte, machte jetzt den Führer.

Der Schneefall hörte auf, die Sterne glänzten am Himmel und der Frost wurde jetzt fürchterlich. (Schluß folgt.)

Wir hatten in Paris keinen Trochu, sondern eine heilige Genoveva gebraucht.

Da fällt mir gerade eine kleine Geschichte aus dem Feldzuge ein, die deutlich beweist, daß einer Frau zuliebe wir zu allem fähig sind.

Ich war damals noch Kapitän, einfacher Kapitän, und führte ein Detachement auf dem Rückzuge vor den Breukhen, die das ganze Land überschwemmt hatten. Die waren eingeschlossen, begi-mert, abtropfend und dumpf geworden; dabei starben wir vor Hunger und Müdigkeit.

Auf jeden Fall müßten wir vor Abbruch des anderen Tages Sar-jur-Lain gewinnen, wenn wir nicht vollständig abgeschnitten und aufgerieben werden wollten. Wie wir noch dahin gelangen sollten, wußte ich wahrhaftig nicht mehr. Wir hatten wenigstens noch zwölf Meilen in der Nacht zu marschieren, zwölf Meilen durch den Schnee und unter dem heftigsten Schneefall und trübenden Winde. „Es geht zu Ende,“ dachte ich bei mir, „die armen Teufel werden niemals hinfommen.“

Seit dem geirigen Tage hatten wir nichts mehr gegessen. Den ganzen Tag blieben wir in einer Scheune versteckt, dicht aneinander-gedrängt, um die Kälte weniger zu verspüren. Sprachlos und un-fähig, uns zu bewegen, schläfrig vor Hunger und Ermüdung, wie man schläft, wenn einen die Anstrengung überwältigt.

Gegen fünf Uhr wurde es Kahl, eine bleiche Schne-nacht. Ich wachte meine Leute. Viele wollten, unfähig sich zu bewegen oder sich auf den Beinen zu halten, vor Kälte und Ermüdung stumpf geworden, nicht mehr aufstehen. Vor uns lag die Ebene wie ein großes Leichentuch, auf das der Schnee niederfiel. Das Schneit und Schneit wie ein Verbang, diese weihen Flocken, die alles in einen eifigen Mantel häuften, dessen Berührung das Blut in den Adern gefrieren ließ und alles Leben ersticken machte. Das Ende der Welt schien da zu sein.

„Vorwärts, marsch, meine Kinder!“

Sie sahen sich das alles an, die weiße Masse, die vom Himmel fiel, als wren sie sagen wollten: „Es ist genug; lieber gleich hier sterben.“ Ich zog meinen Revolver:

„Den erhen, der zurückbleibt, schicke ich nieder!“

Und nun setzten sie sich langsam in Marsch, wie Leute, denen die Glieder nicht mehr gehorchen.

Ich schickte vier Mann zur Aufklärung ungefähr dreihundert

inner, heiliger Ort, wo Krankheit und Mier unbekannt ist und die Tiere einander vorzuziehen. Aber bald ändert sich das. Entfesselt sich bei Ninus, der Muttergöttin, die zufolge der Ueberlieferung von Rippur die Menschen aus Erde geschaffen hat, daß die Menschen ihm nicht mehr die schuldige Ehrerbietung zollen. Er wird sie dafür strafen, indem er sie in ewigen Schlaf versetzt und die Erde in einer Sintflut vertilgt. Die Gründe für den Abfall der Menschen werden in der Inschrift nicht weiter genannt. Es folgt eine Beschreibung der Flut, die mit der babylonischen Erzählung nicht viel gemein hat. Die Menschen schmelzen, wie Fett, im Wasser, aber Ninus kommt rechtzeitig dazwischen und rettet den gottesfürchtigen König Tagtag, der später göttliche Ehren genießt, und einige andere in einem Schiff. In der Folge finden wir Tagtag und zwei seiner Gefolgsleute in einem Garten tätig, den sie bepflanzen und bewässern. Ninus läßt ihn in seinen Tempel kommen und teilt ihm die Geheimnisse mit, d. h. er betrachtet ihn als Gott. Hier zeigt die Tafel einen Sprung. Es folgt die Erzählung, daß Ninus — ein anderer Name der Muttergöttin — die bei der Sintflut gesicherten Prommen zu sich kommen läßt und ihnen mitteilt, daß sie verschiedene Pflanzen als Nahrung gebrauchen dürfen, andere aber nicht. Zu den letzteren gehört auch die cassia, von der jedoch Tagtag trotz des Verbotes pflückt und isst. Er wird hierauf von Ninus verfolgt und es wird ihm verflücht, daß er mit den Seinen nicht am Leben bleiben soll, sondern dem Tode verfallen ist.

Aus der Erzählung scheint hervorzugehen, daß man den ersten Menschen Langlebigkeit zuschrieb, die erst nach dem Sündenfall abgenommen habe. Dies stimmt auch mit der babylonischen Erzählung über Berosis überein. Tagtag übertrat das göttliche Verbot, aber dadurch, daß er von der verbotenen Pflanze aß, erwartete er nicht das ewige Leben, weshalb Langdon seine ursprüngliche Annahme, daß die cassia die Lebenspflanze sei, nicht aufrecht erhalten will. Auch im übrigen zeigt die Erzählung starke Ähnlichkeiten mit der Darstellung in der Genesis. Die Göttin läßt den Menschen in seinem verfluchten Fall nicht allein, sie sendet ihm acht Helfer, um ihm in seinem harten Schicksal beizustehen.

Die große Bedeutung der Inschrift liegt darin, daß wir jetzt ein ursprüngliches vorermittliches Werk über die älteste Geschichte der Menschheit besitzen. Bisher waren wohl babylonische und assyrische Ueberlieferungen über Welterschöpfung, Sintflut und Paradies bekannt, aber sie stammten aus verhältnismäßig früher Zeit, und wenn sie auch in einigen Fällen mit dem Vermerk des Bibliothekars der Bibliothek Assurbanipal in Ninus versehen waren, so als Kopien einer alten Inschrift bezeichnete, so waren doch ältere Tafeln und Beilagen unbekannt.

Es ist für die Wissenschaft auch von großem Wert, daß diese Tafeln aus der Tempelbibliothek in Rippur in sumerischer Sprache, der Sprache der Erfinder der Keilschrift, verfaßt sind. Sie werden auch einen besseren Einblick in diese schwierige, in ihrem Bau vom babylonischen und assyrischen durchaus verschiedene Sprache geben, die uns mindestens 2500 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung hinaufführt.

Vom Rohrrücklauf.

Die einzelnen Mittel der Kriegführung, vor allem das Verfahren, Nachrichten- und Geschüßwesen stehen unter der unmittelbaren Einwirkung der Technik, die sie in wenigen Jahrzehnten von Grund aus umgewandelt hat. Wie die verschiedenen Typen der Geschüße, der Gewehre und Kanonen ihre eigene Entwicklungsgeschichte haben, so weist auch jeder einzelne Teil des Geschüßes. Eine der wichtigsten, weil prinzipiell das Geschüß auf eine andere Basis stellende, ist die des Rohrrücklaufs. Bei jedem Schuß muß die Waffe nach ganz bestimmten Gesetzen der Mechanik einen Rückstoß erleiden, der sich schon beim leichten Infanteriegewehr unangenehm bemerkbar macht, bei der schweren Kanone aber die ganze Waffe des Geschüßes um mehrere Meter nach hinten wirft, wodurch ein wirksames Schnellfeuer natürlich unmöglich gemacht wird. Jahrhundertlang hat man dieses Rückwärtslaufen des Geschüßes bei jedem Schuß als etwas Unabwendbares angesehen, denn hätte man etwa das Gestell des Geschüßrohres, die Lafette, statt und bewegungslos machen wollen, so hätten die Lager für das Rohr und durch sie die Lafettensitze den ganzen mit jeder Vervollkommenung der Geschüße wachsenden Druck, der das Geschüß nach rückwärts treibt, aufnehmen müssen. Das hätte natürlich kein Gestell lange aushalten können — handelt es sich doch selbst bei geringem Kaliber von 7 bis 8 Zentimeter um einen Druck von 100 000 Kilogramm, der bei den schweren Geschüßen bis zu mehreren Millionen Kilogramm ansteigt. Da die Waffe aber mit Rädern verbunden war, was für die Feldgeschüße ja selbstverständlich und auch bei Festungsgeschüßen des Transports wegen oft notwendig ist, so konnten sie nach rückwärts ausweichen. Der Typus des auf Rädern ruhenden Gestelles, auf dem das Rohr auf zwei angelegenen Schildeisen drehbar lag, erhielt sich bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, ja bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein waren für die Lafette noch Holzgerüste in Gebrauch. Erst 1860 wurde für Bergartilleriegeschüße und 20 Jahre später auch für die Feldkanonen Schmiedeeisen und Stahl verwendet. Je weiter das Geschüß zurückläuft, um so größer ist die Arbeit und die Zeit, die gebraucht wird, um das Geschüß wieder in die Feuerstellung zu bringen und von neuem zu richten. Deshalb suchte man die Bewegung auf verschiedene Arten zu bremsen. Vor allem wurde eine starke Bremsung an den schweren Schiffgeschüßen notwendig, wo ein langer Rücklauf sich mit Rücksicht auf die Art der Aufstellung verbot. Man teilte daher die Lafette in zwei Teile, einen unteren mit dem Geschüßständer verbundenen feststehenden und einen oberen, beim Schuß zurückgleitenden, der das Rohr trug, und zwischen beide Teile schaltete man eine Flüssigkeitsbremse ein, deren Einführung ein außerordentlich wichtiger Schritt war. Sie besteht aus einem mit einer Mischung von Wasser und Glycerin gefüllten geschlossenen Zylinder, indem ein Kolben, dessen Stange durch eine Stopfbühne abgedichtet ist, hin und her bewegt werden kann. Hierbei muß die Flüssigkeit von einer Seite des Kolbens auf die andere übertreten, und das kann durch einige kleine Oeffnungen am Kolben respektive einige in die Zylinderwand eingeschnittene Ruten geschehen, wodurch sich ein harter Bremswiderstand gegen die Bewegung des Kolbens bemerkbar macht. Den oberen Lafettenteil, auf welchem das Rohr nach alter Weise fest auf Schildeisen ruhte, ließ man auf einer schrägen Ebene nach oben zurückgleiten, so daß er nachher von selbst wieder in die Feuerstellung zurückkam.

Das war zwar ein großer Vorteil, dem aber der Nachteil gegenüberstand, daß das Geschüßrohr in einer Richtung zurückglitt, die von der Schußrichtung erheblich abwich, wodurch eine starke Beanspruchung des Rohres und der Lafette entstand. Daher bedeutete der Uebergang zu dem reinen Rohrrücklaufsprinzip einen sehr großen Fortschritt, weil hierbei das Rohr in seiner eigenen Schußrichtung zurückglitt. Dadurch wird die bewegliche Oberlafette überflüssig, das Rohr gleitet allein in einer umschließenden Führung ober mittels Rufen auf Gleitschienen in einer ebenen Führung, der Wiege, zurück, wobei die Rücklaufenergie durch die zwischen Wiege und Rohr eingeschaltete Flüssigkeitsbremse abgebremst wird. Die Wiege wird mit der unteren Lafette durch Schildeisen und die notwendigen Richteinrichtungen verbunden. Diese Konstruktion, bei der besondere Vorrichtung erforderlich sind, die natürlich automatisch betätigt werden, fand zunächst bei den Marinegeschüßen Anwendung. In den einzelnen Ausführungen des Prinzips muß es so den jeweiligen Anforderungen an die Geschüße (Feldgeschüße, Befestigungsgeschüße usw.) angepaßt werden.

Aus einem Schützengraben.

Unsere Lage hier oben ist nach wie vor die gleiche. Morgens um 8 Uhr werden wir von den Kosaken acrobatisch durch ein heftiges Granat- und Schrapnellfeuer begrüßt, eine sonderbare Art allerdings, die uns, offen gesprochen, wenig innervollt.

Der Gegenruch wird dann prompt kurze Zeit darauf auf dieselbe Art hinüberbefördert; c'est la guerre.

Was übrigens das Granatfeuer anbelangt, so kann ich auch ein Lied davon singen.

Den 12. und 15. d. M. befand ich mich morgens gegen ein resp. sieben Uhr gerade im Gespräch mit einigen Infanteristen vom ... Regiment. Blötzlich ein Sausen und Pochen, ein furchtbares Knochen, ein Umherfliegen von großen Sandtücken und dann das Beschießen eines Schwerverwundeten. Das erstemal am 12. wurde rechts von mir ein Infanterist getötet, ein anderer leicht verletzt, während ein dritter, sich links von mir befindlich, ... er eine allerdings nicht schwere Verletzung am Hals davontrug. Ich konnte mich noch im letzten Moment platzt auf die Erde werfen und mich so von den umherfliegenden Granatsplittern retten.

Das zweitemal, am 15., erhielt ein ungefähr 3 Meter von mir entfernt stehender Landwehrmann eine klaffende Kopfwunde, Gott sei Dank keine lebensgefährliche.

Das drolligste Erlebnis, das ich bisher zu erleben Gelegenheit hatte, ging am 24. nachmittags gegen 1 Uhr vor sich. An einer Stelle, an der sich beide Schützengräben, d. h. der deutsche und der französische, nur zirka 33 Meter voneinander entfernt hinziehen, hatten wir Pioniere eine Sappe vorgetrieben, die in einem Beobachtungsstand auslief und nur zirka 4 Meter von einem gleichfalls vorgetriebenen französischen Graben abgegrenzt war. Einer unserer Unteroffiziere hörte plötzlich das harte Aufschlagen einer französischen Spitzkugel und kam auf den famosen Gedanken, in Korrespondenz mit den Kosaken zu treten. Schnell wurde ein Blatt Papier, das in französischer Sprache die Worte: „Gute Leute hier, tun niemandem etwas“ enthielt, hinübergeworfen, und siehe da, der Erfolg stellte sich prompt ein. Das Haken hörte auf, und kurze Zeit darauf erreichte uns ein Stück Papier, das zu unserem größten Erstaunen in deutscher Sprache abgefaßt war und den lakonischen Vermerk: „Wie Du mir, so ich Dir“ enthielt. Der erste von uns, der sich von dem Schreden erholt hatte, war unser famoser Unteroffizier. ... Sofort begann eine regelrechte Unterhaltung. Unser Kamerad von drüben entpuppte sich als ein Pariser Oberlehrer, der mehrere Jahre in Berlin-Steglitz als Sprachlehrer tätig gewesen und daher der deutschen Sprache so ziemlich mächtig war.

Nach gegenseitiger Versicherung der Freundschaft warfen wir ein Stück Schokolade, das kurze Zeit zuvor aus der Heimat gekommen war, unserem neuen Kameraden hinüber und wurden zum Danke dafür mit einem köstlichen Tafel besetzt. Mit dem Zuruf: „Kun ist wieder Krieg!“ wurde die seltsame Unterhaltung von unserem Franzmann beendet; c'est la terrible guerre!!

Kleines Feuilleton.

Deutsch-französische Vertraulichkeiten.

Das „Journal de Genéve“ veröffentlicht den Feldbrief eines französischen Soldaten aus Savoyen, der von einer Unterhaltung zwischen feindlichen Schützengräben berichtet. Die Erzählung klingt dermaßen idyllisch, daß das Genfer Blatt hinzusetzt, daß es sich, wäre das Original des Briefes nicht durch seine Hand gegangen, in das Reich der Schützengrabenlegenden verweisen müßte.

„Ich erzähle Euch hier eine Tatsache,“ schreibt der Franzose, „die Euch sonderbar erscheinen wird, die sich aber vor meinen eigenen Augen heute morgen abgespielt hat, als wir einen Schützengraben bezogen, der nur vierzig Meter von den deutschen Linien entfernt ist. Bei der kurzen Entfernung kann man leicht miteinander plaudern. Die Deutschen begannen die Unterhaltung damit, daß sie uns um Zeitungen baten. Wir antworteten, sie sollten sich die Zeitungen holen. Sie aber fürchteten, daß wir auf sie schießen könnten, worauf wir ihnen bei der Ehre Frankreichs versicherten, daß wir dies nicht tun würden. So unterhielten wir uns wohl eine halbe Stunde lang (unsere Gegner sprachen sehr gut Französisch) und schließlich trat einer aus ihrem Schützengraben, ohne Waffen verbedt sich. Als die Deutschen sahen, daß wir Wort hielten, kamen ihrer zwanzig hervor, und drei davon näherten sich uns bis auf vier Meter. Darauf verließen zwei der unfrigen ebenfalls den Schützengraben und übergaben ihnen die Zeitungen. Sie nahmen sie in Empfang, brachten sie ihren Leuten und Leibern mit zwei großen Pöleten Zigaretten zurück. Wir unterhielten uns noch kurze Zeit, dann verabschiedeten sie sich, indem sie uns die Hände schüttelten und uns gute Kameraden nannten, weil wir nicht geschossen hätten. Nachdem sie in ihrem Schützengraben verschwunden waren, begann die Schierei von neuem. Diese Geschichte würde niemand glauben, wenn sie in den Zeitungen stünde. Doch ist jedes Wort davon Wahrheit. Was zieht Ihr für Schlüsse daraus?“ ...

Das Denkmal einer Sozialistin.

Aus Amsterdam schreibt man uns: Am letzten Sonntag ist, wie die Londoner Blätter berichten, dort ein Denkmal der 1911 verstorbenen Genossin Margaret MacDonald, der Frau des Genossen Ramsay MacDonald, enthüllt worden. Es stellt eine spielende Kinderdarstellung dar, in deren Mitte Margaret MacDonald mit beschränkt ausgebildeten Armen sitzt. Auf einer Bronzetafel steht:

„Sie gab Freude jenen, mit denen und für die sie lebte und arbeitete. Ihr Herz war der Kameradschaft für ihre Mitfrauen und der Liebe für die Kinder des Volkes geweiht, denen sie als Bürgerin dienste und als Schwester half. Durch ihr Leben wachte sie Glauben und Hingabe in anderen und hörte nicht auf, wohlzutun.“

Das Denkmal steht nicht weit von dem Haus in Vincennes an Fiedls, wo sie so manches Jahr gelebt und gewirkt hat. Seine Kosten sind durch eine Sammlung bestritten worden, zu denen eine Reihe Organisationen beigetragen haben. Ein Denkmal anderer Art, das das Gedächtnis der Verstorbenen aufrecht erhält, ist die von der Womens Labor League (Verband arbeitender Frauen) in Kensington errichtete Margaret Memorial Clinic. — Die Enthüllung wurde hielt der bekannte Holländer Sir Laurence Bome, der Margaret MacDonald neben Florence Nightingale und Mary Kingsley stellte. Man könne sie sich wohl als Jeanne d'Arc denken, aber als eine Jeanne d'Arc des Friedens.“

Wie hoch kann man schießen.

Das Hoheitsrecht eines Staates an dem Luftraum über seinem Gebiet ist neuerdings von England bestritten worden. Bei Erledigung der Neutralitätsberichtigungen des Schweizer Gebiets durch englische Flieger, die ihren Weg ungeniert über die Schweiz nahmen, hat England erklärt, eine grundsätzliche Anerkennung des Hoheitsrechts über den Luftraum liege in seiner Entscheidung wegen des Vorgehens der englischen Flieger nicht. England will hier also einen Vorbehalt machen. Man sollte meinen, das Hoheitsrecht sei selbstverständlich. Tatsächlich ist aber schon früher von Luftschiffern und Fliegern die Frage aufgeworfen worden, ob ein solches Hoheitsrecht unbedingt bis zu jeder Höhe anerkannt werden soll oder nur bis zu einer bestimmten Höhe, und zwar zog man hierfür als Analogie das Hoheitsrecht auf den Meeren innerhalb einer bestimmten Meeressonde heran. Die Breite dieser Meeressonde ist so bestimmt, daß sie der Tragweite eines Kanonenschusses von der Küste aus entsprechen soll. Sollte man das auch für den Luftraum gelten lassen, so entsteht die Frage, wie hoch ein Kanonenschuß im günstigsten Falle reicht.

Aus der Rechnung, die allerdings den Luftwiderstand und einige andere Einflüsse von geringerer Bedeutung unberücksichtigt läßt, ergibt sich, daß ein senkrecht nach oben geschleudertes Geschüß eine Höhe erreicht, die die Hälfte der größten Horizontalentfernung

beträgt, die mit dem Geschüß dann erzielt wird, wenn es mit derselben Geschwindigkeit unter einem Winkel von 45 Grad das Rohr des Geschüßes verläßt. Da die größte Schußweite der gewöhnlichen Landgeschüße etwa 10 000 Meter betragen dürfte, so würde sich die äußerste Schußhöhe zu 5000 Meter ergeben. Freilich würde man bei der Vertikale von Hoheitsrechten im Luftraum die Geschüßhöhe nicht senkrecht einstellen, einmal weil das auf technische Schwierigkeiten stoßen würde und dann vor allen Dingen, weil ein senkrecht emporgeschleudertes Geschüß wieder auf dieselbe Stelle, mit derselben Wucht, mit der es das Rohr verlassen hat, zurückfallen müßte.

Die Schiffs- und Küstengeschüße erreichen eine bedeutend höhere Schußweite, so hat die Firma Krupp bereits vor 20 Jahren 28-Zentimeter-Kanonen vorgeführt, die die doppelte Schußweite, 20 Kilometer, erreichten, und seitdem sind die Geschüße noch weiter vervollkommen worden, so daß wir Schußweiten von 35—36 Kilometer annehmen können. Wird ein Geschüß so eingestellt, daß es die größte Schußweite erreicht, so steigt das Geschüß in einer gekrümmten Bahn in die Höhe, wobei die größte Höhe, zu der es kommt, nicht mehr die Hälfte, sondern nur ein Viertel der größten Schußweite ist. Das würde also bei den schwersten Geschüßen immer noch 8—9 Kilometer sein, so daß wir heute in der Lage sind, über den höchsten Berg der Erde hinüberzuschließen.

Granaten, Kartätschen und Schrapnells.

Jetzt lesen wir fortwährend in den Kriegsberichten von Granaten, Kartätschen und Schrapnells, und mancher mag sich schon gefragt haben, woher diese fremdbändischen Bezeichnungen für unsere Geschosse kommen.

Das Wort Granate hängt mit dem lateinischen granum zusammen und bedeutet Kugel. Kartätsche röhrt vom italienischen cartaccia, gesprochen Kartatitscha, her und heißt ebenfalls Kugel. Granaten waren ursprünglich kugelförmige Bomben mit einer Sprengladung und einer von dieser nach außen führenden Lunte. Nachdem die letztere zur Entzündung gebracht war, wurde die Bombe von der Hand fortgeschleudert. Die Schleuderer der Handgranate nannte man Granatieri. Der Name Granate ist dann später auf die Geschosse mit Explosivladung übergegangen. Diese haben heute allerdings keine Kugelform mehr, sondern sind Langgeschosse. Auch die Kartätschen waren ursprünglich runde Fleischkugeln oder Säckchen, die mit einer größeren Anzahl kleiner Kugeln gefüllt waren und im Geschüßlauf selbst auseinandergeprengt wurden. Soweit sie noch heute verwendet werden, haben sie ebenfalls die Form der Langgeschosse erhalten. Sie entsprechen den Schrapnellpatronen unserer Gewehre. Ein Mittelglied zwischen Kartätsche und Granate bilden die Schrapnells. Sie sind ebenfalls mit Kugeln gefüllt, erhalten jedoch eine stärkere Hülle, die nicht im Geschüß selbst platzt. Das Explodieren oder Spreizieren, wie der Artillerist sagt, wird nämlich wie bei den Granaten durch eine besondere Sprengladung mittels Zünder beim Aufschlagen oder kurz vor dem Ziel bewirkt. Der Name leitet sich von dem Erfinder, dem 1826 verstorbenen englischen General Schrapnell, her. Seinem Wesen entsprechend wird dieses Geschüß auch als Granatkartätsche bezeichnet.

Die Konfessionsverhältnisse in Rußland.

Ueber das religiöse Bekenntnis der Einwohner des zarischen Reiches geben die Ergebnisse der letzten allgemeinen Volkszählung vom Jahre 1897 näheren Aufschluß. Danach wurden im gesamten Rußland, mit Ausnahme von Finnland, festgestellt: 87 123 604 Anhänger der griechisch-orthodoxen Kirche, 13 068 972 Mohammedaner, 11 467 904 Römisch-Katholische, 5 215 805 Juden, 3 572 653 Protestanten, 1 179 241 armenische Gregorianer neben 38 840 armenischen Katholiken. Die Anhänger kleinerer Sekten, wie der Methodisten, Menoniten usw. fallen zahlenmäßig nicht ins Gewicht. Die römisch-katholischen Christen wohnen vor allem in den ehemaligen polnischen Provinzen, die Evangelischen in den baltischen Ostprovinzen, das jüdische Element ist besonders stark in den Städten und größeren Dörfern der westlichen und südwestlichen Provinzen Rußlands vertreten. Die Mohammedaner haben ihre Wohnsitze vornehmlich in Kaukasien und Zentralasien, dort insbesondere in Turkistan.

Das Haupt der griechisch-orthodoxen Kirche ist der Zar, dem das Ernennungs- und Absetzungrecht aller kirchlichen Würdenträger zusteht. Die Zentralbehörde der russischen Staatskirche ist der Heilige Synod, der sich aus den höchsten geistlichen Beamten zusammensetzt. Für die kirchliche Verwaltung ist das ganze Russische Reich in 60 Eparchien eingeteilt, an deren Spitze drei Metropoliten, 14 Erzbischöfe und Bischöfe stehen. Die nicht zur Staatskirche gehörenden Konfessionen unterstehen faktisch der Abteilung der „ausländischen Konfessionen“ beim Ministerium des Innern. Die kirchliche Spitze der Katholiken ist der Erzbischof von Warschau, dem 10 Bischöfe zur Seite stehen. Für die Protestanten besteht ein Generalkonsistorium zu Petersburg als oberste Behörde, dem 6 evangelisch-lutherische und 2 reformierte Konsistorien unterstellt sind. Trotzdem formell in Rußland Religionsfreiheit besteht, werden alle nicht zur griechisch-orthodoxen Kirche Gehörenden gewissenmaßen als Staatsbürger zweiter Klasse angesehen. Diese Minderbewertung kommt am besten im Staatshaushalt zum Ausdruck. Während nämlich das russische Budget für 1913 für die Zwecke der Staatskirche volle 44 Millionen Rubel vorzies, müssen sich sämtliche übrigen Konfessionen zusammen mit 1 1/4 Millionen Rubel begnügen.

Notizen.

— Theaterchronik. Im kleinen Theater findet am Mittwoch, den 30. Dezember, abends 8 Uhr, die Uraufführung der „Ersten Schwänke“, des Einakterhklus von Hermann Culenberg, statt.

— Walter Cranes Frau hat in der vorigen Woche in einer schon seit längerer Zeit ausgebrochenen nervösen Ueberreizung ihrem Leben ein Ende gemacht, indem sie sich in der Nähe des Bauernguts in der Grafschaft Kent, wo sie untergebracht war, auf die Schienen warf. Ihr Leichnam wurde mit zermalmtem Schädel gefunden. Der große Künstler verlor in ihr nicht nur eine Lebensgefährtin, sondern auch eine gleichgestimmte Mitarbeiterin seines künstlerischen und sozialen Lebenswerks. Sie ist 68 Jahre alt geworden.

— Die deutsche Bühne und die „feindlichen“ Komponisten. Der Direktoralausschuß des „Deutschen Bühnenerzins“ hat beschlossen, die Werke der Komponisten, die ihrer Staatsangehörigkeit nach den kriegsführenden Mächten angehören, nicht vom Spielplan der deutschen Bühnen auszuscheiden, falls die Opern zu den klassischen Meisterwerken zu rechnen, wenn die Komponisten bereits verstorben sind oder Tantiemensprüche nicht mehr erheben können. — Dieser Beschluß darf wahrhaft als gerecht und billig bezeichnet werden.

— Die orthopädische Nachbehandlung geheltere Verwundeter. Die der „Deutschen Medizinischen Wochenchrift“ aus München geschrieben wird, wies man in den „Kriegsärztlichen Abenden“ nachdrücklich auf die Bedeutung der orthopädischen Nachbehandlung gehellter Verwundeter hin, und man erklärte es für eine Pflicht der Heeresverwaltung und der Sanitätsämter, dafür zu sorgen, daß durch eine orthopädische, mediko-mechanische Nachbehandlung aller Funktionsstörungen möglichst gute Heilungsergebnisse erzielt würden.

— Die Zichorie. In der „Umschau“ lesen wir: In Dänemark interessiert man sich jetzt lebhaft für die Ausfuhr von Zichorienwurzeln. Die Zichorienpflanze, von der eine große Ausfuhr nach England stattfindet, wird in der Gegend von Dignunden gebaut. Infolge der Kämpfe dafelbst wird aber die Zichorienausfuhr auf lange Zeit aufhören. Die Einfuhr dieser Ware in England hat einen Jahreswert von einer Million Mark.